



Leseprobe aus: Bomann, Krähenmann, ISBN 978-3-407-74734-1

© 2016 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74734-1>

Prolog

Sie erwachte mit einem lang gezogenen Seufzer. Benommen blinzelte sie in die Dunkelheit. Es dauerte eine Weile, bis sie realisierte, dass irgendwas nicht stimmte.

Wo bin ich?, durchzuckte es sie.

Wie bin ich hierhergekommen?

»Hallo?« Dumpf hallte ihr Ruf von den Wänden wider. Panik ließ ihre Brust zusammenkrampfen. »Hallo, hört mich jemand?«

Für einen Moment hielt sie den Atem an und lauschte. Nichts. Die Stille drückte wie ein Stein auf ihre Brust. Sie schnappte nach Luft. Tränen schossen in ihre Augen.

Das kann doch alles nicht wahr sein!

Sie versuchte, sich die vergangenen Stunden ins Gedächtnis zu rufen, doch sie hatte einen gewaltigen Filmriss. Dass sie sich mit ihrer Freundin am Kreidefelsen hatte treffen wollen, war das Einzige, woran sie sich erinnerte.

Bis dahin war sie aber offenbar nicht gekommen. War sie vom Rad gestürzt? Von der Klippe konnte sie jedenfalls nicht

gefallen sein. Schon seit einer Weile durfte man das Hochufer nicht mehr befahren.

Als sie versuchte, sich zu bewegen, schnürte sich etwas schmerzhaft in ihre Handgelenke und hielt ihre Beine zusammen. Sie war gefesselt. Kein Unfall. Sie hatte keinen Unfall gehabt. Etwas Hartes scheuerte an ihren Knien und Ellenbogen. Der Raum war viel zu eng, sie konnte kaum ihre Arme vom Körper abspreizen.

Schlagartig wurde ihr Mund trocken. Sie wollte um Hilfe rufen, doch außer einem Krächzen brachte sie keinen Ton heraus.

Jemand hatte sie eingesperrt. Ihr Magen zog sich zusammen und sie schmeckte Galle. Sie zerrte an ihren Fesseln, ließ es aber schnell wieder bleiben, als der Schmerz an ihren Handgelenken schärfer wurde. Etwas Warmes rann an ihrer Haut herab. Blut. Das ist verrückt, dachte sie und lachte panisch auf.

»Hilfeeene!« Wieder dieses dumpfe Echo.

Ihre Angst wurde größer. Die Galle in ihrem Mund bitterer.

Ein Geräusch über ihr ließ sie zusammenzucken. Stein schabte über Stein, ein paar Erdbrocken fielen auf ihr Haar, ihre Stirn und ihre Schultern. Die feineren blieben an dem Schweiß, der ihre Haut überzog, kleben. Dann das Licht. Wie ein Messer traf es sie. Alles, was vorher schwarz gewesen war, verschwamm in Weiß. Sie kniff die Augen zusammen, bis sich ein Schatten in das schmerzhaftige Licht drängte. Langsam öffnete sie die Lider wieder, voller Angst vor dem, was sie zu sehen bekommen würde.

Aber vielleicht war es auch jemand, der sie retten wollte. Jemand, der ihr Fehlen bemerkt hatte.

»Hilfe! Helfen Sie mir!«, flehte sie erneut.

Sie sah die Gestalt nur als Umriss über sich. Wollte erneut um Hilfe rufen, doch die Stimme versagte ihr abermals. Noch immer schmeckte sie die Galle in ihrem Mund und plötzlich traf sie die Erkenntnis wie ein Schlag: Es gab für sie kein Entkommen. Das hier war ihr Ende.

»Na, kleines Vögelchen, bist du wach?«, ertönte eine raue Stimme.

Und sie sah nun die enge Röhre, einen Abwasserschacht, der schon vor langer Zeit stillgelegt worden war. Der Zement war rissig und von der Zeit geschwärzt. Aber zwischen dem Schwarz war noch etwas anderes. Rot. Verschiedene Töne Rot. Abstufungen zwischen leuchtend hell und rotbraun. Blut, schoss es ihr durch den Kopf. Sie wollte schreien, aber sie brachte keinen Ton hervor. Hinter der schwarzen Gestalt, an den Rändern des Lochs, erkannte sie Baumkronen. Wald. Niemand würde sie hier hören.

»Gut«, sagte der Mann von oben. »Dann wird es Zeit, dass du fliegen lernst.«

Was redete er da? Fliegen? Wollte er sie von der Klippe stürzen? Sie schluchzte panisch auf.

Im nächsten Augenblick verschwand der Mann aus ihrem Blickfeld und etwas schnürte sich um ihre Körpermitte. Ein Seil schabte über den Beton. Stück für Stück wurde sie emporgehoben. Ihr Hals schmerzte, als würde sich dort das Seil einschnüren.

Wie viele Augenblicke blieben ihr noch?

Nein, das kann nicht das Ende sein, sagte sie sich. Es muss doch eine Möglichkeit geben abzuhaufen. Vielleicht kann ich

ihn dazu bringen, die Fesseln zu lösen. Vielleicht kommt irgendwann zufällig vorbei und erwischt ihn.

Als sie aus dem Loch heraus war, sah sie neben dem Zementdeckel, der ihr Gefängnis verschlossen hatte, ein langes Messer, auf dem sich der graue Himmel spiegelte, daneben etwas Schwarzes, das ihr noch mehr Grauen bereitete. Sie erkannte es sofort. Eine Krähe. Eine Krähe mit umgedrehtem Hals.

Schlagartig blockierte die Angst ihr Denken. Ihre letzte Hoffnung schwand.

Nichts war plötzlich mehr von Bedeutung.

Der Mann zog sie zu sich heran über das sonnenverbrannte Gras. Machte sie los von dem Seil. Sie konnte nicht schreien, so gern sie das auch gewollt hätte. Sie konnte nur auf die Krähe schauen, die tote Krähe mit den stumpfen Augen.

Bald werden deine Augen genauso stumpf sein. Wie abgeriebene Knöpfe.

Hatte das jemand zu ihr gesagt? Nein, die Stimme war nur in ihrem Kopf. Der Mann, der sie herumdrehte, sagte nichts. Sie konnte sein Gesicht sehen. Keine Maske.

Da wusste sie, dass er sie nicht am Leben lassen wollte. Sie hatte ihn gesehen, würde ihn jederzeit identifizieren können.

Und da war noch was anderes. Das Gesicht. Sie kannte es!

Der Mann war nicht irgendein Irrer, den es in die Gegend verschlagen hatte. Er war schon immer da gewesen. Ein Schatten aus vergangenen Jahren, den sie glaubte, hinter sich gelassen zu haben.

Jetzt war sie bereit zu schreien, doch dazu kam sie nicht mehr, denn seine Hände drückten ihr einen zusammen-

geknüllten Lappen auf den Mund, schoben ihn tief zwischen ihre Zähne. Ihr Körper bäumte sich auf, wollte sich gegen das Ersticken wehren, da traf sie aber auch schon ein Stich ins Herz, der ihre Angst schlagartig verstummen ließ.

Der Körper unter seinen Händen erschlaffte augenblicklich. Ein paar Mal zuckte er noch, aber dann hörte es auf. Die Augen des Mädchens starrten ins Leere wie die einer Puppe.

Er hätte nicht gedacht, dass es so leicht war zu töten. In den letzten Wochen hatte er sich häufig ausgemalt, wie es sein würde. Aber in seiner Vorstellung war es wesentlich grausamer gewesen. Er hatte gehofft, dass sie mehr Schmerzen ertragen müsste. Dass sie sich wehren und schlimmste Qualen durchleiden würde. Aber dann hätte er sie mit den Händen würgen oder strangulieren müssen. Das hätte eine Weile gedauert und sein Kunstwerk verdorben. Ob die Leute erkannten, was er hier nachstellte? Seit er das Bild gesehen hatte, war es ihm nicht mehr aus dem Sinn gegangen. Lange Zeit hatte er sich gefragt, auf welche Weise er Rache nehmen sollte, und kein Plan war ihm gut genug erschienen. Bis er das Foto gesehen hatte.

Er blickte auf den leblosen Körper vor sich. Vielleicht hätte er sich mehr Zeit lassen sollen. Vielleicht hätte er das Töten bewusster erleben sollen. Aber es ging hier nicht darum, irgendeine perverse Lust zu befriedigen. Es ging um weitaus mehr. Und es war noch nicht zu Ende. Der größte Teil der Arbeit lag noch vor ihm.

Langsam zog er die scharf geschliffene Feile aus ihrer Brust. Ein gnädiger Tod, dachte er mit einem leichten Lächeln. Sie

hätte es verdient gehabt, wesentlich qualvoller zu sterben. Aber so oder so, er würde seine Rache bekommen. Vielleicht nicht gleich, aber irgendwann würden sie wissen, was es zu bedeuten hatte.

Er rollte ihren Körper auf den Bauch, bevor er nach dem Messer griff. Schöne Schulterblätter, dachte er. Schön genug, dass Flügel aus ihnen wachsen konnten. Und dann machte er sich daran, sein Werk zu vollenden.



I.

Manchmal malte ich mir die Dinge so aus, wie sie hätten sein können, wäre das Schicksal nicht dazwischengegrätscht.

Heute war wieder einer von diesen Momenten. An diesem sonnigen Septembertag hätten mich meine Eltern hergefahren. Papa hätte mir mit dem Gepäck geholfen und mir mit auf den Weg gegeben, dass ich mich anständig benehmen sollte. Mama hätte mich fest an sich gedrückt, mich geküsst, obwohl ich schon 16 war, und gesagt, wie sehr sie mich vermissen würde.

Aber das würde nicht passieren, konnte nicht passieren.

Ich stand allein vor dem großen Tor des Rotensand-Gymnasiums, ein Taxi hatte mich aus Saßnitz rübergefahren. Den größten Teil meiner Sachen hatte ich bereits per Post vorge-schickt. Besonders viel besaß ich ohnehin nicht.

Als ich damals in das Heim gezogen war, hatte ich kaum etwas mitgenommen. Nicht, weil ich mich nicht an mein altes Leben erinnern wollte. Nein, die Erinnerungen waren immer da, genauso wie die Bilder aus vergangenen Tagen. Sie waren

die Nahrung für meine Was-wäre-wenn-Spiele. Diese waren eigentlich nutzlos, ineffektiv. Dennoch spielte ich sie immer wieder. Es war meine Art, jene, die nicht mehr da waren, am Leben zu halten.

Der Trolley schaukelte hin und her, als ich ihn über den Gehweg zog. Die roten Wände des Internats leuchteten im Schein der Nachmittagssonne.

Früher war es mal ein Gutshaus gewesen, dann war Rotensand als Waisenhaus genutzt worden. Der letzte Gutsherr hatte weder Frau noch Kinder gehabt, und weil es damals »in« gewesen war, wohltätig zu sein, hatte er es gestiftet, um armen Waisen ein Zuhause zu geben. Noch in der DDR-Zeit waren hier Kinder untergebracht gewesen, aber nach der Wende wurde aus Rotensand ein Eliteinternat, das sich nur gut betuchte Familien leisten konnten.

Ich war weder gut betucht noch hatte ich eine Familie. Mein Reichtum hieß Begabtenstipendium. Ich hatte hierher gewollt, weil ich wusste, dass mir mit einem Abschluss in Rotensand die Welt offenstand. Dass das Internat einstmals ein Waisenhaus gewesen war, machte mir den Ort nur noch sympathischer. Ich fand es irgendwie passend, nachdem ich acht Jahre in einem Heim gelebt hatte.

Ich sollte mich im Hauptgebäude beim Rektor melden. Die ersten Schüler waren bereits aus den Sommerferien zurück. Einige standen auf dem Hof zusammen und rauchten. Das war eigentlich nicht erlaubt, sollte ich den Schulbroschüren Glauben schenken. Aber wo kein Kläger, da kein Richter.

Die Tür des mittleren Traktes stand leicht auf. Ein Mann fegte gerade die Treppe, die vom Foyer nach oben führte.

»Entschuldigung?« Ich hob den Koffer über die Schwelle. Der breite Stein war leicht ausgetreten. Tausende Füße mussten im Laufe der Zeit darüber gelaufen sein.

»Hmm?«, murrte der Mann, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

»Wo finde ich denn das Büro des Rektors?« Ich hatte vergeblich nach einem Lageplan des Gebäudes im Internet gesucht.

»Durchs Foyer und dann rechts in den Gang.«

Zu mehr Auskunft war der Mann nicht bereit.

Ich bedankte mich trotzdem und zog den Trolley durch die Eingangshalle. Ein paar Bilder zierten hier die Wände, alte Schinken, die wohl noch aus Gutsherrenzeiten stammten und den damaligen Hausherrn und seine Angehörigen zeigten.

Wenig später klopfte ich an eine schwere Flügeltür, auf der in goldenen Lettern das Wort Rektorat stand. Die Stimme, die mir antwortete, war dunkel und warm. Ich trat ein.

Mochte das Haus von außen antiquiert wirken, das Büro des Rektors war hochmodern eingerichtet. Der Schreibtisch, an dem er saß, war aus Chrom und Glas.

»Mein Name ist Clara Hansen, ich sollte mich bei Ihnen melden.«

Der Mann, etwa Mitte fünfzig mit grau melierten Haaren und dunklem Anzug, sprang von seinem Stuhl auf.

»Clara, wie schön, dass Sie da sind! Wir haben Sie erst heute Abend erwartet, aber so ist es natürlich auch gut.«

Heute Abend? Haben die wirklich geglaubt, ich komme auf den letzten Drücker an?

»Ich bin Claudius Sontheim, der Rektor dieser schönen

Schule.« Der Mann drückte meine Hand und bedeutete mir, auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Prüfend betrachtete er mich, dann zog er einen Hefter hervor. Mein Name stand in dicken Buchstaben auf dem Pappdeckel. Eine Akte? Ich hatte hier tatsächlich so etwas wie eine Akte! Das kannte ich bisher nur aus amerikanischen Fernsehserien. In meiner alten Schule hat der Klassenlehrer lediglich ein Heft über die Verfehlungen seiner Schüler geführt. Alles Weitere stand im Klassenbuch.

»Gut«, sagte Sontheim und öffnete den Ordner. Viel war noch nicht darin. Eine Kopie meiner Zeugnisse lag oben. »Sie kommen aus Potsdam, richtig?«

»Ja.« Die Zugfahrt in dem stickigen Regio war eine Katastrophe gewesen. Ein mitreisender Student hatte gemeint, sich seine Turnschuhe ausziehen zu müssen, und hatte mir seine stinkigen Füße quasi ins Gesicht gehalten.

»Das muss ein ziemlicher Umbruch für Sie sein. Von der Stadt aufs Land.«

Die Schweißfüße verschwanden in den Tiefen meines Gedächtnisses.

»Das macht mir nichts aus«, antwortete ich schnell. »Ich bin auf dem Land groß geworden, habe dort gelebt bis ... zu dem Unfall.«

Sontheim guckte betroffen. Ich hätte ihm am liebsten gesagt, dass er das lassen sollte. Ich erwartete kein Mitleid von anderen. Der Unfall lag zu lange zurück und der Rektor hatte meine Eltern nicht gekannt.

»Ihre Eltern wären sicher stolz auf Sie, dass Sie in diesem Sommer an unserer Schule anfangen.«